

Biegener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biegener Anzeiger (General-Anzeiger).



Der Flammentöter.

Roman von Horst Bodemer.

(Fortsetzung.)

Trude Klausner hatte an ihn geschrieben. Tröstende Worte! Es bleibe doch die Hauptsache, daß sie fest zueinander ständen, so schlimm lägen die Verhältnisse nicht, aber das sehe sie ein, freier müsse ihr Vater den Kopf erst bekommen. Und da heiße es eben, trotz allen Kummers, ein freundliches Gesicht gemacht und mit den eigenen, schwachen Kräften dem Vater über diese Zeiten mitgeholfen. In der Familie dürfe es Mißlänge nicht geben, denen sei er bisher nie begegnet. Und wenn man sich dann habe nach den Kämpfen, war es doch doppelt schön! Jedem Ding müsse man im Leben die beste Seite abgewinnen suchen, nur auf diese Weise treibe man die Harmonie nicht zum Hause hinaus...

Krohlow hatte die Zähne zusammengebissen. Beschämen durfte er sich von der Geliebten nicht lassen, und als er am übernächsten Tage ihre jüngere Schwester Vene zufällig auf der Straße traf, bat er um Empfehlungen zu Hause und der Trude möge sie sagen, er vertraue fest auf die Zukunft, aber beantworten wolle er den Brief lieber nicht, das wünschten wohl auch die Eltern nicht, seine Gefinnungen und Empfindungen blieben dieselben, und das sei doch die Hauptsache.

Die achtzehnjährige schwarze Vene, die bisher immer ein rechter Wildfang gewesen war, hatte ernst, mit Tränen in den dunklen Augen, genickt und versprochen, die Aufträge gewissenhaft auszurichten...

Zu Hause des Fabrikanten Klausner ging auch in diesen ersten Zeiten alles seinen ruhigen Gang. Es fielen keine unnötigen Worte über Dinge, die sich doch nicht ändern ließen. Am schwersten hatte es die schlanke, blonde Trude. Sie mußte untätig dastehen und — warten. Die wenige Arbeit, die im Hause auf ihr Konto kam, war bald getan. Die schwarze, runderliche Vene, die die ältere, vielumschwärmte Schwester bisher immer noch als das „Kleinchen“ behandelt hatte, obgleich sie diesen Winter zum ersten Male „ausgegangen“ war, zeigte, daß sie das Herz auf dem rechten Fleck hatte. In ihrem hellen Mädchenstübchen plauderten die Schwestern viel von der Zukunft, und wenn die „heimliche Braut“, dafür hielt sie die Trude, wieder einmal ganz trostlos war, dann setzte ihr der Wildfang schnell wieder den Kopf gerade auf die Schultern. Ohne ein bißchen Schummeln kommt man nicht durchs Leben, galt bei der Vene als abgründig tiefe Weltweisheit. Und was sie „Schummeln“ nannte, war wirklich kein Vergehen gegen das Strafgesetzbuch. Sie war einfach Optimistin, die sich die Dinge so einredete, wie sie sie gern haben wollte. Und wenn dann die Enttäuschung kam, zuckte sie die Achseln und fand auf der Stelle das vom Zimmermann gelassene Loch, durch das sie zu neuen, sehr hübschen

und kolossal aussichtsreichen Dingen munter drauflos marschierte. Möchte eine Seifenblase nach der anderen platzen, so lange sie schön schillerte, hatte sie ihr Vergnügen daran. Kindlich und wohlgenut, mit einem sehr anteilnehmenden Herzen tanzte sie vorläufig durchs Leben.

„Ach, Trude, das mit der Fabrik ist ja Unsinn! Na ja, futsch sind die Hunderttausend! Papa hat recht viele Felle eingeholt, warum sollen ihm nicht einmal ein paar fortschwimmen! Seh' ich gar nicht ein!... Natürlich, für dich ist das jetzt ungeheuer peinlich, geh' ich zu und kann ich verstehen! Aber, du verliebtes Wurm, ein bißchen Bangen, das denke ich mir fürchtbar interessant. Denn die Liebe steigt natürlich, und Pappas Mächtigkeit erst recht. Hat der Nerven? I wo! Macht der ein kreuzunglückliches Gesicht? Fällt ihm gar nicht ein!... Und sieh die Mama an! Ist die nicht geradezu ein blanker Stern?... Also, Trudchen, Schwierigkeiten sind lediglich dazu da, damit sie überwunden werden, und ob du nun ein Jahr später Großmutter wirst... Du, ich glaube, das ist überhaupt ein unbequemer Augenblick!... So, nun gib mir einen Kuss und dann angezogen und die Schlittschuhe genommen, vielleicht treffen wir den Herrlichsten von allen auf der Eisbahn!“

Die schwarze Vene wußte wirklich immer, wie sie der Schwester die Mücken aus dem Kopfe trieb...

Aber Krohlow war's nicht danach zuzunehmen, unter Menschen zu gehen. Von seinem Freunde hatte er die Nachricht erhalten, der kluge Wellerkamp habe sich im Laufe der Jahre zum „verrückten Genie“ ausgebildet, wo er stehe, möge Gott wissen, wenn er's aber doch rausbekomme, welchen Erdwinkel der Wellerkamp augenblicklich unsicher mache, würde er das Weitere veranlassen.

Da schrieb Krohlow an noch ein paar Bekannte, die Antworten standen noch aus...

Eines Abends meldete ihm sein Bursche:

„Herrn Leutnant möchte ein Mann sprechen!“

„Ein Mann oder ein — Herr?“

Leute aus dem Volke unterscheiden da sehr scharf. Ein kurzes Bögern.

„Ein Mann, Herr Leutnant!“

Da stand Krohlow auf und ging zur Korridortür, die der Bursche aus Vorsicht geschlossen hatte.

„Wellerkamp — du? Komm rein, Junge! Konntest du nicht gleich deinen Namen nennen?“

Da stand nun das „verrückte Genie“ mitten im Zimmer. Es schnappte erst ein paarmal nach Luft, drehte den schabigen Filzdeckel in den Händen herum.

„Weißt du, es geht mir nämlich nicht gerade glänzend und wär' dir auch nicht auf die Bude gerückt, aber gleich von dreien bekam ich Nachricht, du suchtest mich wie eine Stecknadel. Da hab' ich mir das Jahrgeld vierter Klasse zusammengepumpt und komme aus Feriolo!“

Krohlow kniff die Lippen zusammen. Sehr vertrauens-erweckend sah seine „Hoffnung“ wirklich nicht aus. Lang

wollte dem Freunde das blonde Haar auf die Schultern, der Schnurrbart hing ihm in den Mund hinstreut, eingefallen waren die Wangen, groß die grauen Augen. Ein niedriger, schmiegiger Kragen und ein Schlipf, der einmal rot gewesen sein mochte, hing um seinen langen Hals, der hellfarbte braune Anzug sah aus, als habe er öfter Regen aushalten müssen, als ihm dienlich war. Manschetten fehlten, dafür waren die Hände nichts weniger als sauber. Also niedergebroschen, der Älteste Kopf im ganzen Gymnasium!

„Warte, Jungchen, ich werde dir erst mal was zu essen und zu trinken holen!“ Den Burschen wollte er jetzt lieber nicht hereinlassen. Der mochte ein Bad zurecht machen. „Und da stehen Zigarren! Entschuldige mich einen Augenblick!“

Draußen rieb sich Krohlow den Hinterkopf. Was würde er da zu hören bekommen? ... Wie konnte ein Mensch mit solchen Geistesgaben so elend vor die Hunde gehen? ... Dann hatte er ihn hier und mußte natürlich dem Freunde helfen, soweit er dazu imstande war — und der es verdiente! ...

„Soo, mein Söhnchen, da, was die Junggesellenwirtschaft hergibt! Und nun lang ordentlich zu!“

Wellerkamp legte seinem Wolfshunger keinen Zwang an. Als er endlich fertig war, lehnte er sich behaglich in Stühle zurück, zwinkelte listig mit den Augen, wie er's damals als Tertianer und Sekundaner getan, in den Flegeljahren, wenn es galt, einem Lehrer eine Nase zu drehen. „Nimm mir vorstellen, was du jetzt denkst! ... Wie werd ich ihn auf gute Art wieder los? ... Solche alten Freunde werden in einem reduzierten Zustande unbequem! Ich will dir auch durchaus nicht lästig fallen, Herr Leutnant! Schließlich ist man doch aber auch ein bißchen Menschenkenner geworden, wenn einen das Leben so durch die Straßen gezogen hat, wie mich! Im übrigen zu deiner Beruhigung, ich bin immer noch unbestraft, und anhängig ist beim Staatsanwalt gegen mich auch nichts!“

„Junge, sei doch nicht so verbittert,“ rief ihm Krohlow zu, nur um irgend etwas zu sagen.

„O Gott bewahre, bin ich gar nicht! Freilich sieht man mir's heute nicht an, daß ich vor zwei Jahren achtzigtausend Mark verdientes Geld in der Brusttasche spazieren trug!“

„Bitte, lieber Wellerkamp, flunkere nicht! Es ist wahrhaftig unnötig! Denkst du denn, ich laß dich in diesem Zustand wieder raus aus meiner Wohnung? Ich bin kein Großkapitalist, immerhin, sterben tu ich nicht daran, wenn ich dich ein bißchen auspoliere! Also bleib hübsch bei der Wahrheit und erzähle, wie dir's ergangen ist!“

„Nachher! Erst will ich wissen, ob ich dir einen Dienst leisten kann. Sonst sag ich schönsten Dank für das Abendbrot, und wenn du mir das Billekt vierter Güte bis Pferdewohn und ein paar Behrgroschen borgen willst — borgen, Wolbsohn —, also dann mag dir's Gott im Himmel danken, falls ich auf meinem Erden Spaziergang nicht mehr dazu kommen sollte!“

Ja, was sagte er nun? Die Wahrheit? ... Wellerkamp rannte womöglich, wie er da saß, zu Klausner. Dem war es zuzutrauen. Das Schlaueste war wohl, er warf ihm erst einmal den Angelhaken hin, biß er an, dann mußten, hübsch vorsichtig, ein Wort das andere geben.

„Ich wollte dich nach einer tüchtigen Kraft unter euch Chemikern fragen, die könnte ich nämlich hier unterbringen!“

„Aha — bei Klausner?“

„Richtig! Gemießt die Firma einen guten Ruf in eurer Branche?“

„Gott ja! Es gibt größere, dutzendweise, im übrigen geht mich das nichts an, unabhängig muß einer sein, der was Anständiges erfinden soll. Im Laboratorium rumstehen — ich danke! Wer in das harte Brot beißt, ist meistens aufgeschmissen. Die sind Tagelöhner, großartige Erfinder werden's nie!“ Wellerkamp rutschte mit dem Stuhle näher an den Freund heran, seine Augen glänzten. „Durch die Straßen muß man gehen. Hier stehen bleiben, da die Badensfenster sich ansehen, das Treiben um einen herum, da kommen die guten Gedanken! Und wenn man erst einen beim Rodfragen hat, festgehalten und experimentiert!“

Krohlow merkte, so kam er mit dem Phantasten nicht zum Ziel, also ihn gefragt, was er denn erfunden habe. Und der lachte auf die Frage.

„Flammentod! Hast du was davon gehört? ... Mensch, ganz große Augen machst du ja!“

„Das Feuerlöschmittel? Wir haben's in der Kaserne auf allen Korridoren und in den Ställen und Schuppen hängen!“

„Siehst du wohl! ... Ich bin derjenige, welcher gewesen! Dafür hab' ich achtzig Tausender bekommen!“

„Und wo sind diese geblieben?“

„Haben sich in chemische Bestandteile aufgelöst! ... Hast du 'ne Ahnung, wie sich das Geld beim Experimentieren verflüchtigt!“

Krohlow rieb sich die Stirn. Noch immer nahm er den Freund nicht ernst.

„Aber ich versteh nicht! ... Das muß doch ein Bombengeschäft sein. Die Käufer dürfen dich doch nicht so durch die Welt laufen lassen!“

Wellerkamp zog die Augenbrauen hoch.

„O, ich brauchte das nicht! Anstellen wollten sie mich mit 12 000 Mark Jahresfixum und Lantimen sollt ich von allen Erfindungen haben, dazu ein Laboratorium, in dem ich alle Versuche auf Generalkosten machen konnte —, ausgelacht hab ich sie!“

Krohlow machte immer noch ein ungläubiges Gesicht. Da griff Wellerkamp in die Brusttasche.

„Hier, lieh den notariellen Kaufvertrag, ungläubiger Thomas!“

Wahrhaftig, es stimmte! Tief atmete der junge Offizier auf. Da ließ ihm doch der Zufall in glänzender Ausstattung über den Weg. Der Mann freilich, der ihm den Himmel auf Erden herunterzaubern sollte, sah vorläufig noch aus wie ein Bruder von der Landstraße. „Junge, warum nimmst du denn so einen guten Antrag nicht an? Zwölftausend Mark, und was drum und dran hängt!“

„Erlaube! Erst brenn ich mir noch eine Zigarre an! ... So-o! ... Hab dir doch gesagt, warum ich's nicht kann! Bin eben kein Herdenvieh! ... Examen hab ich natürlich auch nicht gemacht! Weißt doch, wenn ich über was Vernünftiges weglass, hatt' ich's verstanden! ... Was der Mensch nicht in sich hat, nämlich den richtigen Drang, also da kann er sich einbalsamieren lassen! Uebrigens verstanden das die alten Ägypter besser, wie wir heute! Meinenwegen! ... Hab' gedacht: Hast du die achtzig Tausender in der Tasche, was brauchst du vor Kommerzianten und ähnlichen Leuten zu tagbucheln? ... Frei ist der Bursch! ... Ja,“ wieder zwinkelte er listig die Augen, „ich bin, glaube ich, auf 'ner richtigen Achse. Mich würde es wundern, wenn ich in drei Jahren nicht Millionär wäre! ... Mach du mir ein langes Gesicht. Hier steht der Flammentöter!“

Krohlow hatte das lange Gesicht aus ganz anderen Gründen gemacht, als Wellerkamp vermutete.

„Um was handelt es sich denn?“

„Bist' ich keinem auf die Nase! Ganz ist das Pulverchen nämlich noch nicht fertig! ... Ja—a, bin ich nicht ein lieber Kerl? ... Setz mich vierter Güte mit gepumptem Kapital auf die Bahn und laufe zu dir, obgleich in meiner dürftigen Bude die Millionen schon ziemlich ausgeprägt auf dem Tische liegen.“

Da erhob sich Krohlow, rüttelte den Freund tüchtig ab. (Fortsetzung folgt.)

Aus einem alten Buche.

Von Maria Stora.

Wir hat der Zufall ein vergilbtes Buch in die Hand gelegt. Der Kern und das Wesentliche entdeckt Geheimnisse der Land- und Hauswirtschaft von dem bei fünfzigjährigen Erfahrungen ergrauten Land- und Hauswirtschafter Christian Baumann der Churpfaß-Bairischen, Fränkischen und mehr anderen Gesellschaften in sittlichen und ökonomischen Wissenschaften Mitglied und Professor. Mit Erlaubnis der K. K. Hofsenat. 3. Auflage. Brixen 1803.

Dies — nur ein Teil des Titels. Als ich das Buch aufschlug und zu lesen begann, war es mir, als spräche einer aus der Not unserer Tage zu uns. Die Ratschläge, die Christian Baumann uns ferner Urvätern gab, könnten nicht besser für die Gegenwart geschrieben sein. Seine Warnungen würden im Munde eines Ernährungsministers als Worte der Weisheit gepriesen werden. Der Krieg hat uns vieles entbehren gelehrt, was wir ehemals für unentbehrlich gehalten haben, er hat uns vom Weltverkehr abgesperrt und darum gezwungen, viele Werte im eigenen Lande zu suchen. So war es auch vor 115 Jahren, als der ergraute Bachmann also schrieb: „Ueberall ertönen die bitteren Klagen: es ist kein Geld im

Barde! Glend, Not, Teuerung herrschen. . . Für Zucker und Kaffee, fremde Seide, Gewürze usw. schleichen sich die Gelber zu mehr hundert Millionen in die fremden Länder und dieses ziehen unbemerktlich den Geldmangel herbei. Hierin gaben die Nordamerikaner schöne Beispiele. Um das Geld nicht für seine Leinwand usw. außer Land zu lassen, bauten sie Wein und Sauf, und bezahlten die größte davon gezeichnete Leinwand unter sich einander ebenso teuer, wie sonst die feinste ausländische Leinwand, dadurch ihre Gelber in eigenen Lande erhaltend! Auch Deutsche müssen solche Beispiele der Vaterlandsliebe beleben, fürdarn nicht dem eigenen Zucker, auch den Kaffee, die Seide, Gewürze usw. selbst zu gewinnen; ich gebe Stoff und die Anweisung dazu."

Man zählt Christian Baumann die Kräuter auf, die geeignet sind, die fremden Eindringlinge zu erschlagen.

Zu einem inländischen Kaffee, sagt er, lassen sich die Gurgurberren verwenden, gewaschen, würfelförmig klein geschnitten, getrocknet, sind geröstet, vermahlt und zu Kaffee gekocht. Auf die nämliche Weise werden auch die gelben Rüben und Fickorienwurzeln, ferner die Haber- und Storzomenawurzeln und wilde Fickorien verwendet; sie sind ohnehin wahre Gesundheitswurzeln. Viele wählen Sellerie, Pastinac und große Petersilienwurzeln zu ihrem Kaffee, andere setzen die in ihren Gärten gezogene Wirtkräuter, Basilien, Thimian, Rosmarin, Majoran, Salbei, auch Bertram, die Schnittzwiebel und Wacholderbeeren bei. . .

Auch die Stauden und Baumgewächse leisten das Ihrige bei uns, was die Kaffeeleuten in Ost- und Westindien leisten. Der hartholzige Weißdorn, die zahme Pastanie liefern einen vortrefflichen Kaffee, welcher von einigen jedem anderen Kaffee vorgezogen wird. In verschiedenen Ländern bereitet man auch einen Gesundheitskaffee aus einem Pfund Sommerkorn, einem Pfund gereinelter Gerste und einem halben Pfund bitterer Mandeln, welchem andere etwas Wacholderbeeren und Hagebuttenkerne beifügen.

Die aus fremden Weltteilen beigebrachten Gewürze, heißt es im Baumann weiter, sind längst von den Aerzten als schädlich und giftig verworfen. Sie sind allbereit auf einen unerschütterlichen hohen Preis gestiegen, daß sie bald nicht mehr zu bezahlen sind. Da auf diese Weise alle Jahre ersparrliche Gelber außer Land gehen, ohne daß Aussichten zu ihrer Rückkehr seien, so ist es ganz billig, an Ertrag zu denken. Die eine wahre Würze haltend, daher fremden Gewürzen vorzuziehenden Kräuter sind: der in den Gärten bekante, bei Hochzeiten allgemein übliche Rosmarin, das gemeine Basilikum sowie die klein- und großblättrigen Basilien enthalten alle die stärkste Würzkraft von angenehmem Geruch und Geschmack. Nach diesen hat der Thimian als Gewürz vor anderen den Vorzug.

Der Majoran ist eine der meist bekanten Würze für Schweinewurze Würze. Ebenso der gemeine und Wintersaturey, das allgemein bekante Pfefferkraut. Wer für den Ingwer eingewonnen ist, sammle Anfang des Frühlings die Wurzeln von den sogenannten Schlüsselblumen und trockne die gewaschenen nach und nach; so wird er den wahren Ingwer daran finden. Das vornehmste Wurzelgewächs zur Würze sind in unseren Weltteilen die am wenigsten geackerten Benediktinwurzeln. Die Wacholderbeere ist die gesundeste Würze für jedes Haus, täglich davon einige Beeren nützlich genommen und gekaut, bewahren gegen die giftige Luft und Nebel. Den Weinessig kann sich jede Haushaltung mittels schwachen Kochens des ausgepreßten Traubensaftes herstellen, welcher hernach lauwarm im Geschire mit etwas Essig oder Essigmutter begossen und bei dem Ofen warm gehalten, in brauchbaren Essig übergehen wird.

Als Teekräuter empfiehlt Christian Baumann die „Zitronenmelisse“, das chinesische Teekraut, „so dormal in vielen Gärten vorfindlich ist und alle Jahre gleichsam wild von ausgefallenen Samen hervächst“, die türkische oder Sommermelisse, die Salben, die Betonien, die Hundelrebe oder Hundermann, die so häufig neben Bäumen und auf Aedern wie in Gärten auf lockerer Erde wächst, den Ehrenpreis, das Erdbeerkraut, die Blüten der Schlüsselblume usw.

So lehrt Christian Baumann Rückkehr zur Einfachheit, zur Sparsamkeit, die uns allen not tut nach diesem so viele Werte zerstörenden Kriege. Vieles wäre nach aus diesem Buche anzuführen, das auch den Lein-, Hauf- oder Flachsbau lehrt, den Anbau von Pflanzen zur Gewinnung des Oels und der Farben; das Anlegen von Obstwäldern, „wie sie sogar die Tartaren besitzen“, und auf jeder Seite Anregung bietet. Am Schluß spricht der Verfasser über die „gegenwärtige Teuerung“, und wir glauben einen Bericht von 1918 zu lesen:

„Die bittersten Klagen von allen erschallen einzig über das schändliche Wuchern aller Feldbesitzer gegen ihre Nebenmenschen. Allein es verheeren ja schon die Einlaufenden selbst die Waren; sie sprengen selbst alles höher, indem sie sich beinahe darum schlagen oder mehr bieten; aus Habgierde treibt immer ein Teil den anderen höher ohne Not. Andere Ursachen von der Getreideteuerung sind: 1. dormal stehenden Armeen, welche aus dem Bauern- und Arbeiterstand ausgezogen, den Feldbau um so viele Arbeiter berauben mußten; 2. die im Felde sowohl als in Spitälern gebliebene Mannschaft blieb auf ewig dem Ackerbau entzogen; 3. die mit neuer Mannschaft ergänzten Armeen blieben seither auch von demselben entfernt; 4. die nachgewachsenen Ängern sind für den Pflug

zum Tiefackern zu schwach, die mehesten zu saul. . . Es entstehen zu viel Lehrende und wenig Nützende. . .“

Wir können es denken wie wir wollen, und sagen, daß Christian Baumann seiner Zeit um 115 Jahre vorgeeilt ist, oder daß wir um 115 Jahre zurückgeschritten sind; mir zu sehr paßt auf den heutigen Tag das Wort, das Christian Baumann seinem Geschlecht zugerufen hat: „Grohmütige Deutsche, Euch müssen solche Beispiele der Vaterlandsliebe belehren!“ Es ist manches schon gewußt und wieder vergessen worden, und die Kenntnis vieler Geheimnisse ist uns verloren gegangen. Wir müssen wieder Erfahrung bekommen vor dem Wissen der Alten.

Wie der Zar von Tobolsk nach Jekaterinburg gebracht wurde.

Die russische revolutionäre Presse veröffentlichte dieser Tage den amtlichen Bericht, den der Kommissar Jakobowlew über die Verbringung des Czaren von Tobolsk nach Jekaterinburg erstattet hat. Es ist ein merkwürdiges Aktenstück, das auch bei uns Interesse erregen dürfte. Kommissar Jakobowlew berichtet:

„Als alles fertig war, begab ich mich zu dem Czaren und sagte zu ihm: „Bürger Romanow, der Rat der Volkskommission hat mir den Auftrag gegeben, Sie von Tobolsk nach Jekaterinburg zu bringen. Die Abreise ist auf morgen früh 4 Uhr festgesetzt. Ich ersuche Sie, um diese Zeit bereit zu sein.“ Nikolaus Romanow wurde sehr verwirrt und fragte, wohin man ihn führen wolle. Ich antwortete, daß die Stätte mir unbekannt sei, und daß ich erst unterwegs nähere Mitteilungen erhalten würde. Romanow bedachte sich ein wenig und sagte: „Ich gehe nicht von der Stelle!“ In diesem Augenblick kam Alexandra Feodorowna (die Kaiserin) ins Zimmer. Als sie gehört hatte, wovon die Rede war, brach sie aus: „Was wollen Sie mit ihm tun? Wollen Sie ihn von seiner Familie trennen? Wie kann man so etwas machen? Er hat einen kranken Sohn, nein, er kann nicht reisen, er muß bei uns bleiben.“ Hierauf antwortete ich, daß ich eine genaue Vorbeschrift hätte, die ich zu erfüllen verpflichtet sei. Von Trennung von seiner Familie sei keine Rede, da Nikolaus Romanow mit der ganzen Familie fortgeschafft werden würde. Da die Reise mit großen Schwierigkeiten verbunden war, war beschlossen worden, daß der kranke Alexei bis zum Sommer in Tobolsk verbleiben solle. Romanow hörte, was gesagt wurde, aber so, als ob er nicht richtig verstand, wovon die Rede war, und er wiederholte buchstäblich Alexandra Feodorownas Worte: „Ich habe einen kranken Sohn. Wie ist es möglich, mich von meiner Familie zu trennen! Ich kann nicht reisen!“ Ich fand es überflüssig, mich auf irgendeine Erörterung einzulassen, und wiederholte in aller Kürze, daß die Abreise auf den nächsten Morgen 4 Uhr festgesetzt sei. Alexandra Feodorowna rief mir nach: „Das ist zu grausam, ich glaube nicht, daß Sie das tun!“

Romanow hielt darauf etwa 2½ Stunden lang Rat mit seiner Familie. Die Familie traf wechselnde Entschlüsse; zuerst, daß Nikolaus mit allen seinen Töchtern reisen und Alexandra Feodorowna mit dem Sohne zurückbleiben sollten usw. Endlich wurde mitgeteilt, daß Nikolaus zusammen mit Alexandra Feodorowna, ihrer Tochter Maria und einigen Herren der Begleitung reisen würde, während die anderen Töchter, Alexei und der Rest des Gefolges, zusammen 40 Personen, vorläufig zurückbleiben sollten.

Am nächsten Morgen ging die Reise wirklich vor sich, und zwar zunächst von Tobolsk bis Tjumen, 250 Werst weit, mit großer Schnelligkeit unter adäqualem Gefährtwechsel zu Wagen. Es schien nicht, als ob die Reise Nikolaus Romanow ermüdete. Er schien im ganzen im Laufe des letzten Jahres gut zu Kräften gekommen zu sein. Er hatte viel in der freien Luft gearbeitet, Brennholz gehackt, im Garten gegraben, kurz, sich vollkommen wohl befunden; seine Gesichtsfarbe war denn auch gesund und frisch. Täggen schen die Reise Alexandra Feodorowna sehr zu erschöpfen. Von Tjumen ging die Reise mit der Eisenbahn weiter. Romanow fühlte sich im übrigen während der Reise ganz behaglich, insofern es wesentlich drei Fragen waren, die ihn beschäftigten: seine Familie, das Wetter und das Essen. Er ist seiner Familie sehr ergeben und hat große Härlichkeit für sie. Er sprach weder über Politik noch über den Krieg, und politische Fragen schienen ihn offenbar nicht zu interessieren. Alle seine Gedanken waren von Familienangelegenheiten in Anspruch genommen. Nur einmal ging die Unterhaltung über die gewöhnlichen Grenzen hinaus. Wir kamen an einer Kirche vorbei und Nikolaus schlug ein Kreuz. Darauf sagte er zu mir irgend etwas über Religion. Ich antwortete, daß ich zwar selbst nicht religiös sei, aber jedem überlasse zu glauben, was er wolle. Er brach aus: „Ich bin derselben Meinung, ich bin auch für völlige Gewissensfreiheit.“ Ich blickte auf ihn, ohne verstehen zu können, ob das Spaß war, aber sein Gesicht hatte einen vollständig aufrichtigen Ausdruck, so daß keine Rede von irgendeinem Hintergedanken sein konnte. Im ganzen empfing ich auf der Reise einen starken Eindruck von der phänomenalen Bescheidenheit des Mannes.

Mit Alexandra Feodorowna hingegen ist es eine ganz andere Sache. Sie ist in hohem Grade stolz und listig und hat großen Einfluß auf ihren Mann. Die ganze Zeit unterwegs hielt sie sich allein, ohne ihr Abteil zu verlassen. Sie lehnte jede Aufmerksamkeitsleistung von unserer Seite in dem Grade ab, daß es aus Sonderbare

grenzte. Der Gang im Wagen ist bekanntlich sehr schmal, so daß, wenn zwei einander begegnen, der eine ausweichen muß. Um nicht in diese Lage zu kommen, stand Alexandra Fedorowna um 5 Uhr des Morgens auf, ging in den Mittelraum und wusch sich, bevor noch irgend jemand im Wagen war."

Kommissar Salowlew erzählt zum Schluß, wie er bei der Ankunft in Zlatopol seine liebe Not hatte. Die Nachricht von der Ankunft der Jarenfamilie hatte sich doch verbreitet, und vor dem Bahnhof hatte sich eine riesige Menschenmenge angesammelt, aus der man Rufe hörte wie: „Wir wollen den Blutsauger sehen!“ Es gelang dem Kommissar jedoch, von der Menge unbemerkt, seinen Zug nach der Station Zlatopol Nr. 2 weiterzuführen, wo sich keine Menge versammelt hatte. Gegen eine Quittung gab er Nikolaus Romanow und seine Begleitung ab. Die Familie ist dort in einem geschützten, von einem großen Baume umgebenen Hause untergebracht.

Der Kämpfer.

Von H. G.

„Vorwärts!“ tönte der Befehl an sein Ohr, „vorwärts!“ In rasendem Tempo ging's weiter. Kanonen donnerten, Granaten sausten, Schrapnelle plätsch, Gewehrfener knatterte. In all diesem Lärm und Toben konnte er nicht denken. Er fühlte nur, fühlte, daß ihm in dieser Schlacht die Erfüllung ward, die er seit seinen Knabenjahren herbeigesehnt hatte. Er ward von dem Geist befeelt, der ihn einst beim Lesen der Heldengeschichten getragen und in der Geschichtsstunde erfüllt hatte. Und die vielen stummen Kämpfe, die er allein in seinem Innern siegreich durchgefochten, belebten seine Seele. — Nachts und links von ihm fehlte bald dieser, bald jener Kamerad, sie waren dahinten geblieben. Ein kleines Däuflein nur noch, das sich dem Ziele näherte. — Da auf einmal riß ihn ein dumpfer Schmerz zu Boden, er sah noch die Sonne im Mittag stehen, dann ward es vor seinen Augen dunkel. — — — Silberne und goldene glitzerten die Sterne am nächtlichen Himmel, als er die Augen wieder aufschlug. Lautlose Stille lag in der Luft. Wildes Wachen und Schmerzen der rechten Hüfte hatten ihn erweckt. Warmes Blut quoll aus der Wunde und durchströmte ihm die Kleider. Sein Kopf brannte in fiebernder Glut. Mühe nach Luft umstrich fast seine Schläfen. Ob sie ihn noch rechtzeitig finden würden? Er wollte schreien vor Schmerzen, dann würden sie ihn vielleicht finden und könnten ihm helfen. Aber er konnte keinen Laut hervorbringen. Und es war Nacht und man konnte ihn leicht übersehen, zumal er in einem Graben lag. Doch kleinmütig wollte er nicht sein, er hatte als Held gekämpft, er wollte als Held sterben. In seinen Gedanken tauchte er langsam zurück nach den letzten Geschehnissen. Ob die anderen wohl noch das Dorf genommen hatten? Würde er das noch erfahren? — Umweit von ihm lag jemand zu singen an, andere fielen ein: „Nun darfst alle Gott.“ Das waren wohl leichter Verwundete, die ruhten vom Sieg. Stolz erfüllte seine Brust, das Bewußtsein, zum Sieg beigetragen zu haben, ließ ihn einen Augenblick seine Schmerzen vergessen. — Als die Kameraden das Lied zu Ende gesungen hatten, war die Seele aus dem Körper des Kämpfers geflohen. Sie hatte sich aufgeschwungen und die Morgenwinde, die zu wehen anfingen, trugen sie in eine reine, lichte Welt.

Büchertisch.

— **Hessen-Deimat.** Der zweite Jahrgang der „Hessen-Deimat“ ist soeben bei der M. G. Schwertfischen Verlagsbuchhandlung G. Braun in Marburg erschienen. Das Werk enthält Gedichte und Skizzen von Autoren, die in m. hr. oder weniger nahen Beziehungen zum Hessenlande stehen und eine große Anzahl sehr guter Reproduktionen von Zeichnungen, Radierungen und Holzschnitten tüchtiger Künstler. Es finden sich Bilder von großem Stimmungswert, wie Paul Wilhelm Meisters düstere „Brücke“, Karl Thulmanns märchenhafte „Heimsuchung“, Anton Mers wichtige „Näherin“, Willy Mulois spitzwegisch „Rheinisches Städtchen“. Von Gedichten sei Wilhelm von Scholz mit seinem „Wettergespenst“ und Leo Sternberg mit seinem „Nach dem Tod“ erwähnt. Das Buch wird sicher allen Freunden des hessischen Landes und darüber hinaus allen Liebhabern von Heimathunst-Freude bereiten.

— **Walter Bloem: Dreiklang des Krieges.** Szenen aus der Zeit. Geheftet 2,50 Mk., gebunden 4,50 Mk. Verlag von Gresslein & Co., G. m. b. H., Leipzig. — Der beliebte Dichter beging am 20. Juni seinen 50. Geburtstag. Seit 4 Jahren hat seine fleißige Feder gerastet, nur das Kriegsdokument „Vormarsch“ konnte veröffentlicht werden, das die Erlebnisse des Dichters während der ersten Kriegsmomente schildert. Heute liegt als eine Geburtstagsgabe der „Dreiklang des Krieges“ vor, ein packendes Werk, das seine Entstehung tatsächlich zwischen den Schlachten fand. Es ist eine Folge von drei dramatischen Szenen, die ihren Stoff dem Weltkrieg entnehmen. Schon ihre Titel „Leben“, „Tod“ — „Unsterblichkeit“ lassen erkennen, daß die Geschehnisse typische Bedeutung beanspruchen. Es sind Vorgänge, die in ihrer schlichten Tragik und Lebensdeutlichkeit ganz das Wesen unserer Zeit widerspiegeln, in der tapferes Leiden und ruhm- und wortloses

Selbentum Alltäglichkeit geworden sind. Sie schließen sich zusammen zum „Dreiklang des Krieges“, dem viele Herzen erbeben werden. Der Verlag erfüllt einen ausdrücklichen Wunsch des Dichters, indem er diese durchaus bühnenmäßig geschauten Szenen in Buchform der Lesergemeinde des Dichters übergab und es dieser überläßt, ob sie den Wunsch empfunden wird, die Gebilde der Dichtung auch von der Bühne herab auf sich wirken zu lassen.

— **Ostasiens kommende Weltbrand.** Von Hermann Bagusche. Falken-Verlag in Darmstadt. (Preis 2 Mk.)

— **U. S. Zeit: Tanz um den Tod.** Erich Reich, Verlag, Berlin. Zahlreiche Schilderungen aus dem großen Krieg tauchen in Episoden auf dem Büchermarkt auf, aber selten liest man Kriegserlebnisse, die so tief persönlich empfunden und wiedergegeben sind, wie hier „Tanz um den Tod“ von U. S. Zeit.

— „Das Nachrichtenwesen im deutschen Heere“ betitelt sich die sechste erschienene Nummer 3911 der Leipziger „Illustrierten Zeitung“. In der Form der beliebten Sondernummern des Blattes (Preis 2,50 Mk.) gibt das Heft — nicht weniger als 5 Buntdrucke großen Formates schmücken es — einen höchst instruktiven Ueberblick über das weite Tätigkeitsfeld des Nachrichtenwesens, deren Arbeit das Gelingen der militärischen Operationen in ausschlaggebender Weise zu beeinflussen imstande ist. Eine Truppe, die von allen Nachrichtenmitteln entblößt ist, ist hilflos, und die besten Absichten des Feldherrn bleiben Stückwerk, wenn er nicht in der Lage ist, seinen Willen den Truppen auf schnellste Weise zu übermitteln. Was die Tätigkeit der Telephonisten, Telegraphisten, Junker, Flieger, Munker, Meldereiter und Meldebegänger, Briestauben und Meldebande zu bedeuten hat, wie sie vor sich geht und welche Schwierigkeiten sich ihr entgegenstellen, wird im vorliegenden Heft in einer Reihe von Aufsätzen erster militärischer Fachleute im anschaulichsten Weise geschildert. Zum ersten Male werden hier alle Zweige des Nachrichtenwesens zusammensfassend behandelt. Alle Artikel sind reich illustriert, und zwar zum größten Teil nach Originalen der im Felde stehenden Sonderzeichner oder künstlerischen Mitarbeiter des Blattes.

Siegener Hausfrauen-Verein.

Kochanweisungen.

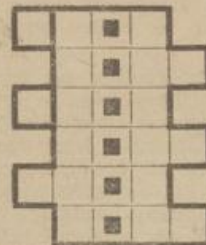
Stärke-Ersatz. 4-5 rohe Kartoffeln werden geschält, durch die Maschine getrieben, alsdann wird unter ständigem Rühren kochendes Wasser darüber gegossen, bis die Masse dick wird. Das Ganze wird dann durch ein feines Haarsieb oder ein Tüchchen gegossen. Die Brähe ist die fertige Stärke, die zurückbleibende Masse wird zu Kartoffelbällchen verwendet. Man formt unter die Stärke ein klein wenig Bläue nehmen, da sie etwas grau ansieht, sie ist jedoch in der Farbe schön. Diese Stärke ist jeweils zum sofortigen Gebrauch. Will man Stärke zum Aufbewahren machen, so füllt man die durch die Maschine getriebenen Kartoffeln in ein Säckchen und schwenkt es ständig in kaltem Wasser hin und her. Der sich bildende Bodensatz wird alsdann getrocknet und die Stärke ist fertig.

Fleidermilchsuppe. 4 Schlüssel Niederblüten werden in 1 Liter süßer Milch gekocht. Man verdickt die Suppe mit etwas Mehl, läßt sie eine Stunde stehen und gießt sie durch ein Sieb.

Spinatfloekensuppe. Abgewelkten, gedachten Spinat vermischt man mit Ei und Mehl zu einem Teig, den man absticht und in der kochenden Milch ganzgeben läßt.

Einfache Schaumspeise. 10 Blatt Gelatine läßt man einmal aufkochen und verrührt sie mit 1 Liter Obstsaft, dem man vielleicht noch etwas Zucker zusetzen muß. Man rührt die Masse eine gute halbe Stunde hart geschlagen, bis sie zu festem Schaum geworden ist.

Süßrätzel.



- 1. Neuseeländische Vogelgattung.
- 2. Deutschrussische Stadt.
- 3. Teil des Kopfes.
- 4. Singvogel.
- 5. Futterpflanze.
- 6. Quilende Empfingung.

Die Buchstaben A A A, E E, G G, I I I, K K K, L, M, N N, R R R, S, T, W sind in die Felder vorstehender Figur derart einzutragen, daß die wagerechten Reihen Wörter von der beigefügten Bedeutung bilden, während die mittlere senkrechte Reihe eine Zeitbezeichnung ergibt.

(Auflösung in nächster Nummer.)

Auflösung des Stammtisch-Scherzes in voriger Nummer. Unfallpötel.